

THEORIE UND GESCHICHTE DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

Michael Meyen / Maria Löblich

»Ich habe dieses Fach erfunden«

Wie die Kommunikationswissenschaft an die
deutschsprachigen Universitäten kam.

19 biografische Interviews

Herbert von Halem Verlag

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Michael Meyen / Maria Löblich

»Ich habe dieses Fach erfunden«

Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen

Universitäten kam. 19 biografische Interviews

Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft, Bd. 4
Köln: Halem, 2007

Die Reihe *Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft*
wird herausgegeben von Michael Meyen.

**Der Druck wurde durch das Department für Soziologie und
Kommunikationswissenschaft der Universität München gefördert.**

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
(inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2007 by Herbert von Halem Verlag, Köln

ISBN 978-3-938258-67-5

ISSN 1865-3367

Den Herbert von Halem Verlag erreichen Sie auch im
Internet unter <http://www.halem-verlag.de>
E-Mail: info@halem-verlag.de

SATZ: Herbert von Halem Verlag

DRUCK: FINIDR, s.r.o. (Tschechische Republik)

GESTALTUNG: Claudia Ott, Grafischer Entwurf

Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry.

Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

Inhalt

Die ›Jungtürken‹ in der Kommunikationswissenschaft. Ein biografischer Zugang zur Geschichte und zur Identität des Fachs	7
WALTER J. SCHÜTZ: Ich habe immer von Selbstaussbeutung gelebt	33
ULRICH SAXER: Ich habe dieses Fach erfunden	59
MANFRED RÜHL: Ermunterung zum Theoretisieren	76
HANNO HARDT: Ein Gegenpol zum Mainstream	101
MICHAEL SCHMOLKE: Am Ende war ich selbst ein ›Großfürst‹	116
URSULA E. KOCH: Zwischen Frankreich und Deutschland vermitteln	136
DIETER ROSS: Journalistik zwischen Praxis und Wissenschaft	151
HANS WAGNER: Minderheit ohne Minderwertigkeit	167
HEINZ-DIETRICH FISCHER: Bochum hatte stets einen Standortnachteil	193
WOLFGANG R. LANGENBUCHER: Ich sehe mich als Institutionenbauer	201

WINFRIED SCHULZ:	227
Man spekuliert nicht, sondern orientiert sich an Fakten	
LUTZ ERBRING:	246
Ausbildung ist eine Pflicht und keine Kür	
BARBARA BAERNS:	262
Eine Brücke schaffen zwischen Theorie und Praxis	
JÖRG AUFERMANN:	281
Wir haben immer kritische Kommunikationswissenschaft betrieben	
JAN TONNEMACHER:	298
Mir hing der Ruf an, ein Linksaußen zu sein	
KLAUS MERTEN:	314
Wissenschaft hat eine Kritikfunktion und muss unabhängig bleiben	
HANS BOHRMANN:	335
Ich hatte wirklich alle Freiheiten	
HEINZ-WERNER STUIBER:	360
Freiräume für ungewöhnliche Menschen	
FRANZ R. STUKE:	375
Kommunikation ist der Kick der Gesellschaft	
ANHANG	
Personenverzeichnis	391
Personenregister	430
Literaturverzeichnis	439

Die ›Jungtürken‹ in der Kommunikationswissenschaft. Ein biografischer Zugang zur Geschichte und zur Identität des Fachs

1. Die ›Jungtürken‹: Eine Generation von Erfindern?

Natürlich weiß Ulrich Saxer, dass er die Kommunikationswissenschaft nicht erfunden hat – jedenfalls nicht er allein. Saxer (Jahrgang 1931), der in seiner germanistischen Dissertation »noch mit Adorno« um sich »geworfen« hatte (vgl. SAXER 1957), hat anschließend »rasch die Amerikaner studiert« (›Parsons, Lazarsfeld und diese Dinge«) und außerdem »Beziehungen zu den Züricher Soziologen« aufgebaut, die wiederum »stark durch Köln beeinflusst« gewesen seien, wo sich René König (1906 bis 1992) ab 1949 bemüht hat, die empirische Sozialforschung zu etablieren (vgl. KÖNIG 1962). Dass Saxer bei seiner ›Erfindung‹ von der US-Literatur inspiriert wurde und von einem Nachbarfach, ist exemplarisch für die Generation von Kommunikationswissenschaftlern, die in diesem Buch porträtiert wird. Walter J. Schütz (Jahrgang 1930) hat von den ›Jungtürken« gesprochen¹ und damit Leute in seinem Alter gemeint, die sich in den 1960er-Jahren als Assistenten oder Doktoranden auf eine Universitätskarriere vorbereitet haben und deshalb bei den Tagungen der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft (DGPUZ) all das diskutierten, was einer solchen Karriere im Wege stand: die geringe Reputation des Fachs, die schlechte Ausstattung mit Professuren und Mittelbaustellen, den einsetzenden Studentenandrang. Die ›Jungtürken‹ haben den Ausbau der Kommunikations-

1 Der Begriff ›Jungtürken‹ stand ursprünglich für die Reformer, die ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das vom Zerfall bedrohte Osmanische Reich modernisieren wollten. 1956 sprach eine Gruppe von ›Jungtürken‹ in der FDP, zu der unter anderem Wolfgang Döring und Walter Scheel gehörten, gemeinsam mit der SPD im Landtag von Nordrhein-Westfalen Ministerpräsident Karl Arnold (CDU) das Misstrauen aus. Schütz war damals Student in Münster.

wissenschaft in den 1970er- und 1980er-Jahren aktiv mit gestaltet, von ihm profitiert und inhaltlich das umgesetzt, was die akademischen Lehrer dieser Generation in aller Regel nur als Ziel vorgeben konnten.

Die ›Jungtürken‹ sind zwischen 1930 und 1940 geboren und haben den Krieg und das Chaos danach als Kinder oder Jugendliche erlebt. In der Regel haben sie in den späten 1950er- und frühen 1960er-Jahren Publizistik- oder Zeitungswissenschaft (und sei es im Nebenfach) studiert, um Journalist zu werden, und oft nebenbei oder danach auch tatsächlich in einer Redaktion gearbeitet. »Ich habe mir immer vorgestellt, Chefredakteur einer Tageszeitung zu werden«, sagte Wolfgang R. Langenbucher (Jahrgang 1938). »Damals wollte ich nicht in die Wissenschaft. Es gab dieses Karrieremuster gar nicht, es gab kaum Institute, kaum Stellen«. Die Professoren der ›Jungtürken‹ waren zwar gestandene Persönlichkeiten, haben sich aber nur selten als wissenschaftliche Leitfiguren geeignet. Langenbuchers Doktorvater Hanns Braun (1893 bis 1966) zum Beispiel war ein Theaterkritiker (vgl. LÖBLICH 2004a), von dem vor allem »eine wunderbare Lehrveranstaltung« (Langenbucher) in Erinnerung geblieben ist: ›Kulturkritik anhand des Münchener Spielplans‹. Winfried Schulz (Jahrgang 1938), der zwei Semester in München studierte und dann nach Berlin ging, weil dort auch sein »Idol« Tucholsky gearbeitet hatte, fand Brauns Seminar zwar »sehr amüsant«, weil man so gewusst habe, »was in der Szene passierte«. Ansonsten aber habe die Zeitungswissenschaft auf ihn einen »verstaubten Eindruck« gemacht – »Larifari«. Manfred Rühl (Jahrgang 1933) erlebte in Berlin den »Kathederlöwen« Emil Dovifat (1890 bis 1969) und in Nürnberg den »liebenswerten« Ernst Meier (1893 bis 1965), der sich eher von Sympathien habe leiten lassen als von wissenschaftlichen Kriterien. Heinz-Werner Stüber (Jahrgang 1940), der wie Rühl in Nürnberg studiert hat, war zu Meier gegangen, weil dieser den Ruf hatte, »gute Noten zu vergeben«. Als der Professor gestorben war, seien »alle traurig« gewesen. Wo sonst gab es Prüfungen, in denen man nur wissen musste, »wann der Sportteil in der Zeitung den größten Umfang hat«?

Mögen die Beispiele Dovifat, Braun und Meier noch für die alte Zeitungswissenschaft stehen, so änderten auch die Professoren und Institutsleiter, die in den frühen 1960er-Jahren berufen oder eingesetzt wurden, zunächst nur wenig. Fritz Eberhard (1896 bis 1982), Henk Prakke (1900 bis 1992), Franz Ronneberger (1913 bis 1999), Elisabeth Noelle (Jahrgang 1916) und Otto B. Roegele (1920 bis 2005) waren Seiteneinsteiger und bis auf Noelle weder mit dem Fach vertraut noch mit empirischer Forschung.

Der Student Klaus Merten (Jahrgang 1940) erlebte Praxen in Münster als »grundguten« und »sehr pflichtbewussten« Menschen. Dieser Mensch habe »allerdings schlecht Deutsch« gesprochen und schon deshalb keine Seminare zu »aktuellen Themen« angeboten, »weil es für ihn unendlich mühevoll war, sich eine Vorlesung zusammenzubasteln«. Die Chance zum »Diskurs« und »eine ganz andere Sorte von Wissenschaft« fand Merten bei den Soziologen Heinz Hartmann (Jahrgang 1930) und Niklas Luhmann (1927 bis 1998). Hans Bohrmann (Jahrgang 1940) ging es in Berlin mit Fritz Eberhard nicht viel anders: »Er war den Studenten immer nur eine Lektion voraus«. Die Soziologen um Renate Mayntz (Jahrgang 1929) und Dieter Claessens (1921 bis 1997) dagegen hätten »schon einen wissenschaftlichen Ruf« gehabt – auch weil sie »die Bücher aus Amerika nicht nur gelesen« hatten, sondern »selbst dort gewesen« seien. Wolfgang R. Langenbucher hat in München bei dem Soziologen Emerich Francis (1906 bis 1994) »das erste Mal etwas von Kommunikationswissenschaft gehört. Hovland, Propagandaforschung, Methoden. Die Zeitungswissenschaft wusste gar nicht, was Methoden sind. Und wo sie es doch mit Methoden versucht hat, war das völlig naiv.« Im Rückblick sprach Langenbucher von einem »Randfach«: »auf einem absterbenden Ast und weder herausragend noch provozierend«. Man könne sich heute »gar nicht (mehr) vorstellen, wie ärmlich das Fach intellektuell und inhaltlich war«.

Das Gefühl, in einem drittklassigen Fach zu arbeiten, konnte für das Selbstverständnis der Generation um Langenbucher und Bohrmann ebenso wenig folgenlos bleiben wie das Faible für den Journalismus. Ohne den Wunsch nach Legitimation und institutionellem Ausbau sind das Fehlen einer ausgeprägten Streitkultur sowie die Orientierung an den Naturwissenschaften und an der empirisch-quantitativ arbeitenden Massenkommunikationsforschung in den USA nicht zu verstehen. Dass die Kommunikationswissenschaft »sich heute im Kern als eine theoretisch und empirisch arbeitende Sozialwissenschaft mit interdisziplinären Bezügen« versteht (DGPK 2001), ist das Werk der »Jungtürken«. Diese Generation hat über den Gegenstand sowie über den Theoriehorizont einer Kommunikationswissenschaft diskutiert (vgl. exemplarisch SAXER 1980; RÜHL 2004), sich von anderen Disziplinen abgegrenzt, »die indirekte, durch Massenmedien vermittelte, öffentliche Kommunikation« in das Zentrum des Fachs gerückt (DGPK 2001) und den Paradigmenwechsel von der historisch-philologisch arbeitenden Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft zur empirisch-quantitativ orientierten Kommunikationswissenschaft nach US-

Vorbild vollendet (LÖBLICH 2007). Diese »sozialwissenschaftliche Wende« hat zwar nicht alle Fachvertreter erfasst (auch heute gibt es eher geisteswissenschaftlich arbeitende Kollegen), der empirisch-sozialwissenschaftliche Zweig wurde aber als richtungweisend akzeptiert. Selbst der Historiker, Mediziner und Journalist Otto B. Roegele, von 1963 bis 1985 in München Lehrstuhlinhaber für Zeitungswissenschaft, ein Mann, der ein eher essay-

ABBILDUNG 1

Henk Prakke (1900 bis 1992)



Foto: Verlag Van Gorcum, Assen/Niederlande

istisches wissenschaftliches Werk hinterlassen hat und sich auch als Professor vor allem als Publizist sah (LÖBLICH 2004b), schrieb im Rückblick, dass ohne empirische Forschung im Fach weder die eigene Laufbahn noch das Ansehen des Instituts zu fördern gewesen seien (ROEGELE 1997b: 89). Auch Michael Schmolke (Jahrgang 1934), der seine akademische Karriere in den 1960er-Jahren mit historischen Arbeiten vorangetrieben hatte (SCHMOLKE 1966, 1971) und sich der geisteswissenschaftlichen Tradition bis heute verpflichtet fühlt, sagte, dass er die empirische Forschung »von Anfang an weiter gefördert« habe, nachdem er 1973 als Nachfolger von Günter Kieslich (1924 bis 1971) nach Salzburg berufen worden sei.

Dass die Zahl der Professoren im Fach ab Mitte der 1970er-Jahre sprunghaft angestiegen ist (vgl. MEYEN 2004), lässt sich ebenfalls mit dem Wirken der »Jungtürken« verbinden. Vertreter dieser Generation haben an einer ganzen Reihe von Hochschulen neue Studiengänge für die Vorbereitung auf den Journalismus eingerichtet oder wenigstens mit aufgebaut (Wolfgang R. Langenbucher in München, Manfred Rühl erst in Hohenheim und dann in Bamberg, Dieter Roß in Hamburg und Walter J. Schütz in der Hannoveraner Vorbereitungscommission) und außerdem dazu beigetragen, dass die bestehenden Fachinstitute personell vergrößert wurden. Als Ulrich Saxer Anfang der 1960er-Jahre nach Zürich kam, um sich »dieses Fach zu erschließen« und um »den Journalismus zu hinterfragen«, den er bei der *Neuen Zürcher Zeitung* und beim Hörfunk kennen gelernt hatte, gab es an der Universität »so gut wie nichts« – abgesehen von Siegfried Frey (1901 bis 1967), der Historiker war und im Hauptamt Direktor der *Schweizerischen Depeschagentur*. »Man suchte Leute, die so etwas machen«, sagte Saxer. »Da ich mich für das Gebiet interessiert habe, hatte ich Chancen.« Noch Mitte der 1970er-Jahre habe man versucht, sein Publizistisches Seminar zu »kassieren«, aber er, Saxer, sei »einfach da« gewesen und habe »nicht wegdiskutiert werden« können. Zum Abschied schenkte Saxer seinen Nachfolgern den Hauptfach-Status. Heute ist das Züricher Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung eine der größten Einrichtungen des Fachs.

2. Ziele dieses Buches. Oder: Biografien in der Wissenschaftshistoriografie

Dieses Buch soll den »Jungtürken« kein Denkmal setzen. Heldenverehrung ist schon deshalb nicht angebracht, weil der Boom der Kommuni-

kationswissenschaft mit der Öffnung der höheren Bildungswege sowie der Neugründung von Hochschulen zusammenhängt und allein daher Parallelen in den sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen hat. Die Soziologie, die in Deutschland etwa zur gleichen Zeit an die Universität gekommen war wie die Vorläuferdisziplinen der Kommunikationswissenschaft (vgl. VOM BRUCH 1980; BOHRMANN 1986), verfügte Mitte der 1960er-Jahre über etwas mehr als 30 Professuren, und die Politikwissenschaft kam 1969 auf 81 Professorenstellen, von denen wie in der Kommunikationswissenschaft (1969: sieben Professuren) nur eine einzige mit einer Frau besetzt war. Alle drei Fächer sind in den folgenden beiden Jahrzehnten in ähnlichem Tempo gewachsen: die Politikwissenschaft bis 1989 auf 313, die Soziologie auf knapp 300 und die Kommunikationswissenschaft auf 54 Professuren (vgl. BURKART/WOLF 2002; HILLMERT 2003; ARENDES/BUCHSTEIN 2004; MEYEN 2004).

Stärkstes Argument für den Ausbau der Kommunikationswissenschaft war dabei die Nachfrage der Studierenden. Bis Anfang der 1970er-Jahre sammelte sich an den Fachinstituten ein kleiner, überschaubarer Kreis, in dem jeder jeden kannte (vgl. MEYEN/LÖBLICH 2004; WILKE 2005b). Diese Situation änderte sich Mitte der 1970er-Jahre. Elisabeth Noelle-Neumann klagte noch Anfang 1975, dass die »Publizistik- und Kommunikationswissenschaft« in der akademischen Rangordnung »ganz unten« stehe – gemessen an der Zahl der ordentlichen Professuren, an der Ausstattung der Fachinstitute und an der Betreuungsrelation. Die Rednerin verbreitete trotzdem Hoffnung. Sie verwies auf den »ständig ansteigenden Zustrom von Studenten« und schloss aus diesem Interesse auf ein »Bedürfnis«, das »lange hartnäckig ignoriert« worden sei, ein »Bedürfnis nach Lehre und nach Erkenntnis« (NOELLE-NEUMANN 1975: 744). Ausgelöst wurde dieser »Zustrom« durch die wachsende Bedeutung von medial vermittelter Kommunikation sowie durch die Ausbildungs-kompetenz für Medienberufe, die der Kommunikationswissenschaft von den Studierenden zugeschrieben wurde. Für die neuen Arbeitsmöglichkeiten mögen an dieser Stelle Stichworte genügen: die Programmvermehrung im Rundfunk, die zunehmende Bedeutung von Public Relations und Werbung, der Bedarf an Kommunikationsfachleuten in den »neuen Medien« (vgl. DONSBACH 2002: 87-90). Das Gezänk der Parteien um diese »neuen Medien« hat dem Fach und seinen Vertretern außerdem (wissenschafts)politische Aufmerksamkeit beschert, die über die Kabelpilotprojekte, die DFG-Senatskommission für Medienwirkungsforschung

und das DFG-Schwerpunktprogramm »Publizistische Medienwirkungen« zunächst in Forschungsgelder, dadurch in qualifiziertes Personal und schließlich in institutionalisierte Stellen umgewandelt werden konnte.

Wozu also sich mit Personen beschäftigen, wenn die Entwicklung einer wissenschaftlichen Disziplin in erster Linie vom »Bedürfnis nach Lehre und nach Erkenntnis« (NOELLE-NEUMANN) abzuhängen scheint und damit von etwas, was sich dem Einfluss des einzelnen Hochschullehrers entzieht? Manfred Rühl hat auf die Bitte um ein Interview »zur Person« mit noch weiter reichenden Bedenken reagiert und generell bezweifelt, dass eine »Geschichte der (historischen) Personalsysteme der Kommunikationswissenschaft« irgendeinen Erkenntnisfortschritt bringt (Brief vom 10. Januar 2006). Eine wissenschaftliche Disziplin bestehe »aus bewahrten (das sind die nicht vergessenen) Theorien« und könne deshalb »nur inexakt« aus den Gedächtnissen von Forschern oder Gelehrten rekonstruiert werden. Wenn es dagegen um »Kuriosa, individuelle Sonderbarkeiten und dergleichen« gehe, dann seien solche »Marotten und Schnurrpfeifereien« ja ganz nett – und zwar »am Bier-tisch«. »Was aber bringen sie (jüngeren) Wissenschaftlern?« Aus der Perspektive der Luhmann'schen Systemtheorie ergibt dieses Buch tatsächlich keinen Sinn. Der Mensch taucht dort nur als »Umwelt« von sozialen Systemen auf und hat so bestenfalls indirekt Einfluss auf die Produktion von »Sinn« und darauf, was gedacht und gesagt werden kann und was nicht. Da bei Luhmann »nur Kommunikation kommuniziert«, hat der Meister jede »biographische Lesart« seiner Arbeiten ausdrücklich abgelehnt. Ein Lebenslauf sei nicht mehr als eine »Sammlung von Zufällen«, die niemanden interessiere (vgl. MEYEN/LÖBLICH 2006: 277-295) – offenbar nicht einmal am Biertisch.

Nicht nur die Erfahrung, die jeder Wissenschaftler beim abendlichen Plausch nach einem Tagungstag machen kann, zeigt, wie realitätsfern diese Ansicht ist. Nichts ist dort interessanter als die eigenen Kolleginnen und Kollegen – erst recht, wenn es sich um Professorinnen und Professoren handelt, die in Berufungskommissionen, als Gutachter oder als Arbeitgeber mit darüber entscheiden, wer eine Stelle bekommt oder wenigstens Drittmittel, wer in den Fachzeitschriften publizieren oder einen Vortrag halten darf. Die »Jungtürken« haben über ihre Publikationen und ihre Lehrtätigkeit definiert, was Kommunikationswissenschaft ist (vgl. SCHULZ 2006), und diese Definition nicht zuletzt über Promotions- und Habilitationsverfahren an die nächste Professoren-generation

weitergegeben. Die Interviews in diesem Buch sind so auch als Angebot für eine Fachidentität zu verstehen – einer Identität, die keineswegs nur »aus bewahrten Theorien« besteht, sondern zu der auch die Geschichte der Menschen gehört, die sich entschieden haben, manche Ansätze, Begriffe und Methoden zu tradieren und andere nicht.

Die handelnden Personen sind für die Kommunikationswissenschaft auch deshalb von besonderem Interesse, weil sich eine ganze Reihe von sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen, verschiedene Philologien sowie die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften ebenfalls mit Fragen der öffentlichen Kommunikation und ihren Auswirkungen beschäftigen und so nicht nur zum »interdisziplinären Charakter des Faches« beitragen (BROSIUS 2003: 402), sondern zugleich die Ausprägung einer Identität erschweren und damit den Kampf um Ressourcen. Beleg sind die quälenden Debatten über das Selbstverständnis und um die Bezeichnung der »Disziplin mit den vielen Namen« (SAXER 1995a: 39; vgl. exemplarisch DGpuK 2001; THEIS-BERGLMAIR et al. 2005). »Communication research is what communication researchers make it«: Wenn Winfried Schulz (2006: 96) recht hat, dann lohnt sich der Blick auf das, was die Altvorderen gedacht und getan haben. Dass das Bewusstsein für die eigenen Wurzeln in der Kommunikationswissenschaft eher schwach ausgeprägt ist (Horst Pöttker hat sogar von »Traditionsvergessenheit« gesprochen, PÖTTKER 2001a: 17) und dass es in diesem Fach bisher noch »keine rechte Tradition der autobiographischen Rechenschaft« gegeben hat (KUTSCH/PÖTTKER 1997b: 17), spricht nicht gegen den Versuch, an einer solchen »sozialen Identität« (LEPENIES 1981: 1) zu arbeiten. Auch die Soziologie musste erst eine bestimmte Größe und ein bestimmtes Alter erreichen, um entsprechende Publikationen hervorzubringen (vgl. PARSONS et al. 1975; FLECK 1996; SPARSCHUH/KOCH 1997; BOLTE/NEIDHARDT 1998).

Lässt man Fachidentität als erstes Ziel gelten, dann wird das zweite Ziel noch wichtiger: Dieses Buch ist auch als Quelle für die Fachhistoriker von morgen gedacht. In den 19 Interviews werden subjektive Deutungen zentraler Protagonisten der Kommunikationswissenschaft festgehalten – in einem Moment, in dem die Erinnerung an das eigene Wirken im Fach noch relativ frisch ist. Diese Nähe zum Geschehen erhöht den Wert der vorliegenden Materialsammlung. Natürlich wird niemand auf die Idee kommen, allein aus den Interviews eine Fachgeschichte schreiben zu wollen, oder gar glauben, die persönlichen Erzählungen der befragten Kolleginnen und Kollegen *seien* schon *die* Fachgeschichte. Die hier gesammel-

ABBILDUNG 2

Otto B. Roegele (links) überreicht dem Zeitungswissenschaftler Otto Groth 1965 eine Urkunde über die Ernennung zum Ehrenmitglied der DGPUZ



Quelle: Privataarchiv Heinz Starkulla, Holzkirchen

ten Innensichten ergänzen aber das, was in Bibliotheken und Archiven zu finden sein wird, und sind für all die Dinge unverzichtbar, die sich aus wissenschaftlichen Veröffentlichungen oder Aktenbeständen überhaupt nicht erschließen lassen (vgl. KOHLI 1981: 429) – für informelle Mechanismen, Personen-Konstellationen und emotionale Befindlichkeiten, für persönliche Sympathien und Vorlieben, die gar nicht selten über Berufungen entscheiden, und vielleicht auch für »individuelle Sonderbarkeiten« oder »Marotten« (MANFRED RÜHL), die keineswegs nur »am Biertisch« eine Rolle spielen. Stefanie Averbek und Arnulf Kutsch (2002: 57, 59) haben am Beispiel der Fachgeschichte der Zeitungswissenschaft in Deutschland auf die »Verschränkung von Ideen- und Sozialgestalt« hingewiesen und die besondere Rolle der Akteure herausgestellt. Gerade bei einer relativ jungen und kleinen Disziplin ist von einem starken Einfluss der einzelnen Wissenschaftlerpersönlichkeiten auszugehen (vgl. KUTSCH/PÖTTKER 1997b: 10).

Die hier präsentierten Interviews sind nicht nur ein Schlüssel zum Verständnis des Aufbaus und die Ausgestaltung von Instituten oder Studiengängen, sondern auch für das Werk der Befragten. Welche Bedeutung

die sozialen Strukturen der *scientific community* für die vorherrschenden Theorien, Begriffe und Methoden haben, ist spätestens seit Thomas S. Kuhn (1962) bekannt. Da die »disziplinäre Matrix« durch Sozialisation und Institutionalisierung vermittelt wird, darf sich die Analyse von wissenschaftlichen Inhalten nicht auf kognitive Prozesse und die normative Ebene beschränken, sondern muss die institutionelle und vor allem die individuelle Ebene einbeziehen (vgl. WEINGART 1976: 66). Dieses Buch folgt den Basisannahmen der Wissenssoziologie und geht mit der Theorie von der Seinverbundenheit des Wissens nach Karl Mannheim (1931) und der Habitus-Kapital-Theorie von Pierre Bourdieu (1982, 1998) davon aus, dass Denkinhalte durch den sozialen Standort der Denkenden beeinflusst werden (Herkunft, Religion, Sozialisation), durch die Erfahrungen, die sie während ihrer Ausbildung und ihrer beruflichen Laufbahn gemacht haben, durch ihre Position im ›wissenschaftlichen Feld‹ und möglicherweise auch durch ihre politischen Ziele (vgl. MEYEN/LÖBLICH 2006: 23-32; KAESLER 1984). Wer wählt warum welche Themen? Warum werden diese Themen so und nicht anders bearbeitet? Natürlich soll hier keinem ›Kurzschluss‹ das Wort geredet und behauptet werden, wissenschaftliche Arbeiten seien direkt und ausschließlich über die Biografie der Autoren zu verstehen. Ohne dieses Kontext-Wissen aber kann es nicht gelingen, wissenschaftliche Arbeiten in ihrem Entstehungszusammenhang zu deuten und zu begreifen. Einige der hier Befragten haben selbst auf solche Linien hingewiesen. Barbara Baerns (Jahrgang 1939) arbeitete ein Jahr in der Öffentlichkeitsarbeit, sah dort, »wie einfach man Aktualität schaffen kann«, und wurde dadurch motiviert, an die Universität zurückzugehen. »Was ich dort über die Steuerungsmöglichkeiten von Medien beobachten konnte, hat meine wissenschaftliche Arbeit geprägt«. Hans Wagner (Jahrgang 1937) ging es in der Pressestelle des Münchener Erzbistums ganz ähnlich. Auch er sprach vom »Interesse des Praktikers an der Wissenschaft«. Die Journalisten hätten das Material, das er herausgegeben hat, »ständig« manipuliert, seine Kommentare teilweise im Wortlaut übernommen und einfach mit ihrem Namen gezeichnet. »Ich habe mir gedacht, da muss man etwas unternehmen, und das schien mir nur in der Wissenschaft zu gehen«.

Die Suche nach biografischen Spuren in Forschungsergebnissen und theoretischen Ansätzen ist nicht leicht mit einem Wissenschaftsverständnis zu verbinden, das auf objektive Erkenntnis zielt und auf Zusammenhänge, die über den Einzelfall hinausgehen. Möglicherweise erklärt die

Orientierung am Erfolgsmodell der Naturwissenschaften, warum die Subjektivität der Autoren in der Kommunikationswissenschaft in aller Regel ausgeblendet und Wissenschaftsentwicklung systematisch dargestellt wird (vgl. SCHENK 2002; NOELLE-NEUMANN et al. 2002; BENTELE et al. 2003; LÖFFELHOLZ 2004). Dass der durchschnittliche Studierende des Fachs wenig über die Menschen weiß, die hinter den Texten in Seminar- und Vorlesungs-Readern stehen, über ihre Herkunft und ihre akademische Karriere, über ihre Verortung an der Universität, über ihr Wissenschaftsverständnis und über ihre politischen Ziele, hat natürlich auch mit dem Charakter von Klausuren und Prüfungen zu tun und vielleicht mit der Sozialisation in der Schule. Bisher war es allerdings auch nicht einfach, sich die »Seinsfaktoren« (KARL MANNHEIM) zu erschließen, die die einzelnen Fachvertreter beeinflusst haben könnten. Da Prominenz in der Kommunikationswissenschaft selten ist, sind autobiografische Monografien nach wie vor eher die Ausnahme (vgl. BÜCHER 1919; D'ESTER 1951, 1957; SILBERMANN 1991; PROSS 1993; GLOTZ 2005; NOELLE-NEUMANN 2006). Die Interviews in diesem Buch sollen helfen, diese Lücke zu füllen. Wo sonst findet man etwas über die Kindheit und Jugend von Winfried Schulz oder von Walter J. Schütz?

3. Warum Interviews? Methodische Anmerkungen zur Entstehung und zum Quellenwert des Materials

Arnulf Kutsch und Horst Pöttker haben die »Nestoren« des Fachs (die akademischen Väter der »Jungtürken«) Mitte der 1990er-Jahre um autobiografische Beiträge gebeten und dafür »einige erinnerungs- und darstellungsleitende Fragen« formuliert, um »wenigstens minimale Vergleichbarkeit« zu sichern (KUTSCH/PÖTTKER 1997b: 19). So verdienstvoll dieses Unternehmen war und so wichtig dieses Buch als Quelle für eine Geschichte der Kommunikationswissenschaft ist: Von »Vergleichbarkeit« konnte am Ende keine Rede sein. Hertha Sturm (1925 bis 1998) zum Beispiel hat auf rund 40 Seiten so gut wie kein Wort über die acht Jahre verloren, die sie am Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) der Universität München gelehrt hat und die vermutlich das Kriterium waren, sie überhaupt um einen Beitrag zu bitten (vgl. STURM 1997). Über diesen Abschnitt in Sturms Karriere erfährt man mehr von

Otto B. Roegele, der auf 50 Seiten eine Münchener Institutsgeschichte geschrieben hat (ROEGELE 1997b). Kurt Koszyk (Jahrgang 1929) gab sieben ironisch gefärbte Seiten zum Thema ›Wie man Kommunikationshistoriker wird‹ ab (KOSZYK 1997), Gerhard Maletzke (Jahrgang 1922) die Forderung nach einem Paradigmenwechsel (MALETZKE 1997) und Harry Pross (Jahrgang 1923) einen knappen Hinweis auf seine Autobiografie sowie eine ausführliche Bibliografie (PROSS 1997). Drei der 13 angeschriebenen ›Nestoren‹ waren überhaupt nicht bereit, einen Beitrag in der gewünschten Form zu liefern, und zwei offenbar nur dann, wenn sie von Weggefährten und Bewunderern interviewt werden – Franz Ronneberger (1913 bis 1999) zum Beispiel von seinem Schwiegersohn Manfred Rühl, ohne dass der Leser über diese verwandtschaftliche Beziehung aufgeklärt wird (RONNEBERGER 1997).

Die Erfahrungen von Kutsch und Pöttker sowie das Ergebnis ähnlicher Versuche in den Nachbardisziplinen (vgl. exemplarisch BOLTE/NEIDHARDT 1998) haben die Entscheidung erleichtert, in diesem Buch ausschließlich Interviews zu veröffentlichen. Zum einen hat dies die Hürden für eine Teilnahme erheblich gesenkt. Ulrich Saxer sagte zum Beispiel, dass er keine Lust gehabt hätte, einen Aufsatz zu schreiben. Ein Gespräch von ein oder zwei Stunden dagegen sei gar kein Problem. Zum anderen konnte so gesichert werden, auf alle »erinnerungs- und darstellungsleitenden Fragen« tatsächlich eine Antwort zu bekommen – wenn man denn auch Ausweichen oder Einsilbigkeit als Antwort gelten lässt. Anders als bei den beiden Interviews, die Kutsch und Pöttker veröffentlicht haben, waren sich Interviewer und Befragte schon wegen des Alters- und Erfahrungsunterschiedes in keinem Fall so nahe, dass heikle Fragen umschifft werden mussten oder dass rhetorisches und inhaltliches Einverständnis die Neugier der Fragenden übertünchen konnte. Die Gesprächsform erlaubt außerdem sehr viel eher als ein autobiografischer Beitrag, der mit dem wissenschaftlichen Aufsatz verwandt ist, tatsächlich auf Persönliches einzugehen, Anekdoten einzustreuen und damit die Ziele zu erreichen, die in Abschnitt 2 diskutiert worden sind. Neben den dort genannten wissenschaftssoziologischen Gründen hat auch der Blick auf die Nutzer für Interviews gesprochen. Die Texte in diesem Buch sind, das ist eine Hoffnung, leichter lesbar als Aufsätze und müssten so auch Studierenden den Zugang zu ihrem Fach und seinen Vertretern erleichtern.

Diese Argumentation soll keineswegs die Probleme verdecken, die mit der Entscheidung für Interviews verbunden sind. Wortüber die Befragten

hier reden und an was sie sich erinnern, wurde durch die Fragen weitgehend vorgegeben. Die Gesprächsleitfäden selbst konstruieren damit Fachgeschichte. Zugespitzt formuliert: In diesem Buch wird nur das behandelt, was den Interviewern relevant erschien. Dass sich Maria Löblich in ihrem Dissertations-Projekt mit der sozialwissenschaftlichen Wende der Kommunikationswissenschaft befasst, erklärt zum Beispiel, warum es zu diesem Themenkomplex in vielen der Interviews sehr detaillierte Fragen gibt, und dass beide Interviewer in der DDR sozialisiert wurden, könnte ein Grund dafür sein, dass es kaum um den Einfluss geht, den die Journalistenausbildung am ›Roten Kloster‹ in Leipzig auf die Fachentwicklung in der Bundesrepublik hatte. Selbst die Neugründung des Leipziger Instituts Anfang der 1990er-Jahre hat nur wenig Raum bekommen, obwohl drei der fünf westdeutschen Professoren befragt wurden, die damals in der Gründungskommission waren (Winfried Schulz, Barbara Baerns und Franz Stuke). Gesamtdeutsch ›korrekte‹ Interviews mögen anders aussehen, möglicherweise fällt es aber Autoren, die aus dem Osten stammen, leichter, die These zu vertreten, dass es zwischen der Journalistikwissenschaft in der DDR und der heutigen Kommunikationswissenschaft keinerlei Verbindungen gibt und dass die Wiederbelebung des Standorts Leipzig in erster Linie das Werk von Karl Friedrich Reimers war, der dort als Gründungsdekan gearbeitet hat (vgl. MEYEN 2008; REIMERS 2008).

Dass Interviews keine wissenschaftlichen Aufsätze sind, sollten vor allem die Leser bedenken, die das Material in diesem Buch als Quelle nutzen wollen. Die Gesprächsform kann die Interessen, die Motive und die Strategien der Befragten offen legen, sie kann über Einstellungen und persönliche Bewertungen informieren, sie ist aber weder für theoretische Argumentationen wirklich geeignet noch mit quellengestützten Ausarbeitungen zu bestimmten Fragen vergleichbar. Wer sich dafür interessiert, wie Manfred Rühl die Luhmann'sche Systemtheorie verarbeitet hat, muss Rühls wissenschaftliche Texte lesen, und wer die Geschichte der Berliner Blockberufung Mitte der 1980er-Jahre schreiben möchte, muss warten, bis die entsprechenden Akten freigegeben sind. Dies gilt auch deshalb, weil die Interviewsituation nur wenig Spielraum für die Vorbereitung und das Nachschlagen lässt. Die Befragten wurden zwar vorher über die Themen und den Ablauf informiert, und einige hatten auch ihre Studienbücher oder wichtige Unterlagen bereitgelegt, die Regel war aber eine Haltung wie die von Jörg Aufermann (Jahrgang 1940), der das Ganze auf sich zukommen lassen wollte und gespannt war auf das, was da passieren würde.

Die Last der Vorbereitung haben deshalb die Interviewer getragen. Für die Gesprächsleitfäden wurden alle Veröffentlichungen genutzt, die Aufschluss über den jeweiligen Lebenslauf geben konnten: die wissenschaftlichen Arbeiten der Befragten, Bibliografien, biografische Einträge in der *Publizistik* und in anderen Quellen, Festschriften, graue Literatur (etwa Studentenzeitschriften) und Institutsgeschichten. Dass die Interviewer bereits vor dem Gespräch eine eigene Deutung hatten, unterstreicht noch einmal die Konstruktionsleistung, die von den Leitfäden ausgeht. In diese Fragekataloge wurde auch deshalb sehr viel Zeit investiert, weil Motive und Einstellungen an die Intimsphäre heranreichen, mit starken Prestigewerten belegt sind und uns außerdem keineswegs immer bewusst sein müssen. In den Gesprächen wurde versucht, indirekt und möglichst offen zu fragen, Motive und Einstellungen zu projizieren und die Befragten auch zu provozieren. Dieses Vorgehen widerspricht zwar der Idee des »narrativen Interviews«, die eigens für die biografische Forschung entwickelt wurde und davon ausgeht, dass der Befragte nur in möglichst »freier« Erzählung den »roten Faden« seines Wissenschaftlerlebens abspulen kann (vgl. TILEMANN 2005), die Vorteile liegen aber auf der Hand:

- der Leitfaden war eine Gedächtnisstütze, die bestimmte Erinnerungen im Unterbewusstsein stimuliert hat (»Jetzt, wo sie das erwähnen, fällt mir ein...«; vgl. ENGELBRECHT 1992: 62),
- die Fragen enthielten Angebote, die man aufgreifen oder ablehnen konnte, und haben so trotzdem erlaubt, eine eigene Sicht der Dinge zu entwickeln (vgl. FLICK 2002: 128),
- da die Leitfäden chronologisch aufgebaut waren, findet der Leser ganz unabhängig vom Erinnerungswillen der Befragten in jedem Text einen »roten Faden«,
- die Interviewform hat Nachfragen erlaubt, die die Methode des narrativen Interviews nur begrenzt vorsieht (welchen Informationsverlust der Verzicht auf Nachfragen mit sich bringt, belegt das schriftliche Interview mit Heinz-Dietrich Fischer).

Dazu kommt, dass auch Interviewformen mit größeren Narrationsanteilen nur bedingt den Zugang zu den »tatsächlichen« Erfahrungen der Befragten öffnen (vgl. FLICK 2002). Bei Erzählungen von Zeitzeugen handelt es sich in jedem Fall um »adressatenbezogene Konstruktionen, in denen biographische Erfahrungen nach ihrer sozialen und emotionalen Bedeutsamkeit, nach narrativen und normativen Erfordernissen« und

mit Blick auf das aktuelle Wissen »jeweils neu figuriert und präsentiert werden« (WELZER 2000: 60). Zur sozialen Situation des Interviews hat der augenscheinliche Aufwand für die Vorbereitung und für die Organisation gehört (die meisten Gespräche wurden am Wohnort der Befragten geführt). Die Erfahrung lehrt, dass beides die Interviewpartner besonders stimuliert hat, ihr »Bestes« zu geben. Selbst wer zunächst skeptisch war, hat schnell die Chance erkannt, von sich selbst berichten zu können und von seinen Taten in der Wissenschaft.

4. Auswahl der Befragten

Die Entscheidung, in diesem Buch die Generation der »Jungtürken« zu porträtieren, ist während des Forschungsprozesses gefallen. Am Anfang stand der Wunsch, die Arbeit von Kutsch und Pöttker (1997a) fortzusetzen. Dazu gehörte unter anderem der Versuch, Wilmont Haacke (Jahrgang 1911) für ein Interview zu gewinnen, der von 1956 bis 1993 Mitherausgeber der *Publizistik* war und von 1963 bis 1973 Inhaber des Lehrstuhls für Publizistik an der Georg-August-Universität Göttingen (vgl. SCHARF 2006). Wie schon Mitte der 1990er-Jahre bei Kutsch und Pöttker ließ Haacke jedoch absagen (Schreiben von Wilfried Scharf vom 10. Dezember 2005). Nachdem in den ersten Gesprächen die Standorte in Mainz und Berlin im Mittelpunkt standen und dabei Vorgänge thematisiert wurden, die in den autobiografischen Erinnerungen von Elisabeth Noelle-Neumann und Harry Pross keine Rolle spielen (vgl. NOELLE-NEUMANN 1997, 2006; PROSS 1993, 1997), schien es außerdem nicht uninteressant zu sein, die beiden langjährigen Institutsleiter mit den Aussagen der einstigen Mitarbeiter oder Kollegen zu konfrontieren. Diese Idee wurde auch deshalb verworfen, weil sich mit jedem Interview immer deutlicher die Chance auf ein Generations-Porträt abzeichnete – eine Chance, die sich durch zwei Zufälle ergeben hat. Zum einen haben Kutsch und Pöttker (1997a) alle Fachvertreter erfasst, die 1929 oder früher geboren wurden und zur Mitarbeit an einem (auto)biografischen Unternehmen bereit und in der Lage waren. Zum anderen lag der Beginn des Nachfolge-Projekts vergleichsweise günstig (im Herbst 2005). Da es wenig Sinn hat, Kollegen, die noch im Hochschuldienst sind, um eine (erste) Lebensbilanz zu bitten, standen auf einer vorläufigen Namensliste alle Professoren für Kommunikationswissenschaft oder eine ihrer Spielarten, die zwischen

1930 und 1940 geboren worden sind. Die Gespräche haben dann gezeigt, dass sich genau aus dieser Geburtskohorte tatsächlich eine Generation konstruieren lässt.

Dass das Generationenkonzept in der Wissenschaftssoziologie bisher eher selten eingesetzt wurde, hat sowohl methodische als auch theoretische Gründe. Ausgangspunkt der Literatur zu diesem Konzept sind zwei klassische Texte von Wilhelm Dilthey und Karl Mannheim (vgl. HERRMANN 2006: 28-34; EHMIG 2000: 64-72). Für Dilthey war die »Gleichzeitigkeit« entscheidend: Individuen, die »gewissermaßen nebeneinander emporwachsen«, die »in den Jahren der Empfänglichkeit dieselben leitenden Einwirkungen erfahren, machen zusammen eine Generation aus« (DILTHEY 1924: 38). Schon Dilthey hat darauf hingewiesen, dass sich Generationen keineswegs selbst also solche verstehen müssen, sondern eine »Konstruktion des Historikers« sein können (HERRMANN 2006: 29f.) – ein analytisches Instrument, das hilft, Unterschiede zwischen einzelnen Personen oder sozialen Wandel zu verstehen. Karl Mannheim (1928) hat Diltheys Generationsbegriff stufenweise ausdifferenziert. Er unterschied Generationslagerungen (Menschen, die in benachbarten Jahrgängen geboren wurden, im selben sozialen Raum leben und dadurch in ihrer Jugend an denselben Ereignissen teilhaben), Generationszusammenhänge (Menschen, die durch diese Ereignisse besonders beeindruckt werden und sich dadurch miteinander verbunden fühlen) und Generationseinheiten (Menschen, die nicht nur die gleichen Ereignisse erlebt, sondern diese auch noch auf die gleiche Weise verarbeitet haben). Eine Generation bestimmt sich folglich aus der »Differenz zu anderen Generationen« und bildet zwar eine »Problemeinheit«, aber keine »Einheit der Lösungen«: Aus »einer gemeinsam durchlebten Situation« können sehr unterschiedliche Konsequenzen gezogen werden (BUDE 2005: 190f.).

Sowohl Dilthey als auch Mannheim haben Generationen nicht als »Abfolge von Nachkommen« betrachtet und auch nicht als Kohorten, sondern als »Schicksalsgemeinschaften Gleichaltriger« (EHMIG 2000: 14-16; SCHMIED 1984: 242-244). Der Begriff ›Schicksal‹ bezieht sich hier vor allem auf das späte Jugendalter, auf eine Lebensphase, in der Menschen für neue Erfahrungen besonders aufgeschlossen sind und in der sie Wahrnehmungsmuster ausbilden, die sie »wie eine Art Filter« ein Leben lang begleiten (vgl. BOLDT/STUTZ 2006: 70). Wenn Generationen nicht parallel zum biologischen Kohorten-Rhythmus auftreten, sondern in Abhängigkeit vom sozialen und kulturellen Wandel, dann dürfte die »gemeinsam

durchlebte Situation« (BUDE 2005: 191) mindestens genauso wichtig sein wie der Geburtsjahrgang (vgl. HERRMANN 2006: 33f.). In der Wissenschaftshistoriografie gibt es normalerweise nicht genügend Quellen, um den »kollektiven Erfahrungs- und Erlebniszusammenhang« erfassen zu können (BURKART/WOLF 2002: 422) – jenes »gemeinsame Präge- und Wirkungserlebnis, aus dem sich die Evidenz einer Gemeinsamkeit trotz des Unterschieds von Herkunft, Religion oder ethnischer Zugehörigkeit ergibt« (BUDE 2005: 188). Öffentlich zugängliche Wissenschaftlerbiografien »beginnen« in der Regel mit dem Eintritt in die Universität oder sogar erst mit der Promotion (vgl. exemplarisch die regelmäßigen Personaleinträge in der *Publizistik*). Dies erklärt, warum Generationen in diesem Bereich pragmatisch konstruiert werden, etwa mit dem Hinweis auf Ereignisse aus der allgemeinen Geschichte (Kindheit im Ersten Weltkrieg und in den Wirren danach, Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, »das Jahr 1945«, Wirtschaftswunder, Achtundsechzig, vgl. BURKART/WOLF 2002). Subjektive Wahrnehmungsmuster und das, was der Begriff »Schicksal« meint, können solche Versuche nicht berücksichtigen.

Wenn in diesem Buch von der Generation der »Jungtürken« gesprochen wird, dann stützt sich dies nicht nur auf die Selbsteinordnung der Befragten (viele haben sich mit dem Begriff von Walter J. Schütz identifiziert und über die Treffen mit ihm gesprochen), sondern auch auf die Interpretation der Gesprächsprotokolle. Wie bei jeder anderen Konstruktion gibt es natürlich auch hier problematische Vereinfachungen:

- Ursula E. Koch (Jahrgang 1934) und Lutz Erbring (Jahrgang 1938) sind erst mit ihrer Berufung nach München und nach Berlin Mitte der 1980er-Jahre in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft angekommen, haben das Fach genau wie Hanno Hardt (Jahrgang 1934) nicht studiert (zumindest nicht in Deutschland) und deshalb andere Erfahrungen mit der Institution Universität als die anderen Befragten.
- Wer in den frühen 1930er-Jahren geboren wurde, hat andere Erinnerungen an das Dritte Reich und an die Besatzungszeit als jemand, der 1940 zur Welt kam. Während zum Beispiel Walter J. Schütz (Jahrgang 1930), Michael Schmolke (Jahrgang 1934) oder Dieter Roß (Jahrgang 1936) sehr plastisch und vergleichsweise lange über die letzten Kriegstage berichtet haben, hat dieses Thema bei Jörg Aufermann, Klaus Merten oder Franz Stuke (alle Jahrgang 1940) so gut wie keine Rolle gespielt.

- In ganz ähnlicher Weise unterscheiden sich die Erfahrungen mit der Studentenbewegung. Es dürfte kein Zufall sein, dass mit Jörg Aufermann, Jan Tonnemacher und Franz Stuke gerade die jüngsten Befragten hier ein vergleichsweise positives Bild gezeichnet haben.

Dass man dennoch von einer Generation sprechen kann, von einer »Schicksalsgemeinschaft Gleichaltriger«, zu der noch nicht gehören kann, wer in den späten 1920er-Jahren geboren wurde und nicht mehr, wer in den frühen 1940er-Jahren zur Welt kam (wie zum Beispiel Hans Mathias Kepplinger oder Jürgen Wilke, beide Jahrgang 1943), hat mehrere Gründe:

- Die ›Jungtürken‹ haben die Zeit des Nationalsozialismus als Kinder erlebt (die einen länger, die anderen kürzer). Sie waren nicht an militärischen oder anderen Handlungen beteiligt, die sie später hätten kompromittieren können, und haben eine klare Erinnerung an das Kriegsende sowie an die Vertreibung oder die zahlreichen Umzüge in jener Zeit. Dies hebt sie von Menschen ab, die damals noch im Kleinkind-Alter waren. Zum Generationsmuster gehören Lehrer, die wenigstens zum Teil allen Grund hatten, über ihre Vergangenheit zu schweigen, und die Chance auf sozialen Aufstieg, die sich durch die (noch vorsichtige) Öffnung der höheren Bildungswege ergab. Viele der befragten ›Jungtürken‹ waren in ihrer Familie die ersten Akademiker und haben es gleich bis auf eine Professur geschafft.
- Bis auf Koch, Erbring und Hardt haben die hier porträtierten Fachvertreter bei den Neugründern der Kommunikationswissenschaft nach 1945 studiert oder promoviert und dabei die tiefe Krise erlebt, in die sich das Fach durch seine Nähe zur Politik im Dritten Reich gebracht hatte. Dass es sich dabei sowohl um eine institutionelle als auch um eine inhaltliche Krise gehandelt hat, ist bereits diskutiert worden. Die Universitäten hatten die politisch motivierten Eingriffe in die Zeitungswissenschaft nicht vergessen – die Berufung von NS-Aktivisten, die eingeschränkte wissenschaftliche Perspektive, das Zuschneiden von Ressourcen und akademischen Rechten.
- Zur Kommunikationswissenschaft sind die allermeisten ›Jungtürken‹ über zwei Berufswünsche gekommen. Entweder wollten sie Journalist werden oder Lehrer. Dies muss diese Generation zwar

nicht notwendig von jüngeren Geburtskohorten unterscheiden, Berufserfahrung im Journalismus und eine relativ späte Entscheidung für eine akademische Karriere gehören aber zu den Generationsmerkmalen. Michael Schmolke zum Beispiel war lange »viel stolzer auf alles, was in der Zeitung stand« als auf seinen ersten *Publizistik*-Aufsatz, den er noch als Student veröffentlicht hatte (vgl. SCHMOLKE 1959). Seine erste Stelle an der Universität war für ihn im Rückblick ein »schwankender Assistentenkahn« (SCHMOLKE 2000: 19).

- Die »Jungtürken« haben die ersten Schritte zur Konsolidierung des Fachs (etwa die Gründung der DGPUZ 1963) aus nächster Nähe erlebt. Wenn sich der Nachwuchs bei Tagungen traf, ging es nicht so sehr um wissenschaftliche Themen, sondern um das, was gewissermaßen auf den Nägeln brannte: um die Ausgestaltung von Studiengängen, um die Betreuung der Studierenden oder um die Frage, ob auch Praktiker Mitglied einer Fachgesellschaft sein dürfen.
- Auf die empirische Sozialforschung ist diese Generation nicht in dem Fach gestoßen, das sie später an der Universität vertreten sollte, sondern in der Soziologie, in den Wirtschaftswissenschaften oder in Berlin bei der Lehrbeauftragten Elisabeth Noelle-Neumann. Einige der Befragten waren außerdem schon als Schüler und Studenten (Manfred Rühl, Lutz Erbring) oder später dann als Graduierte in den USA (Rühl, Winfried Schulz, Hanno Hardt, Heinz-Dietrich Fischer). Anders als die meisten ihrer akademischen Lehrer hatten fast alle »Jungtürken« Kenntnisse und praktische Erfahrungen in den Bereichen Statistik und empirische Verfahren.
- Die »Jungtürken« haben die Studentenbewegung anders in Erinnerung als etwas jüngere Professorenkollegen, weil sie damals schon »auf der anderen Seite« standen – als Mitarbeiter und Assistenten, als Seminarleiter, als Hilfskräfte oder wenigstens als Bibliotheksaufsicht wie Klaus Merten, der die Buchbestände in Münster mit einem Feuerlöscher verteidigen wollte. Wer »schon zum Establishment« gehörte (GLOTZ 2004: 219) oder zu den »Scheiß-Liberalen« (Hans Bohrmann), hat die Besetzung von Instituten, die Angriffe gegen Personen oder den Boykott und die Sprengung von Lehrveranstaltungen anders erlebt als jemand, der damals wie etwa Manfred Knoche (Jahrgang 1941) noch Student war (vgl. KNOCH 2005). Der Einschnitt »1968« ist auch deshalb für die Abgrenzung von

jüngeren Generationen wichtig, weil alle Fachinstitute von den skizzierten Aktionen vergleichsweise stark betroffen waren. Selbst in Zürich gab es »eine starke, sehr linke marxistische Bewegung«, die Ulrich Saxer zum ›Buhmann‹ machte. Klaus Merten hat dies auch mit der Schwäche des Faches begründet. Da bei den Soziologen schon vor 1968 »viel freier« diskutiert worden sei, habe man diese Zeit dort »viel besser überstanden«.

- Die Erfahrungen mit der Studentenbewegung haben eine ganze Reihe der späteren Professoren dazu bewogen, in die SPD einzutreten. Vor allem für die jüngsten der Befragten war ein Parteibuch sehr wohl mit wissenschaftlicher Arbeit vereinbar. Da die Interviews zahlreiche Indizien für die These liefern, dass nicht wenige Berufungen in den 1980er- und 1990er-Jahren (auch) parteipolitisch motiviert waren (wenigstens über entsprechende »Sympathiebeziehungen«, Manfred Rühl), hatten solche Mitgliedschaften Einfluss auf die Karrieren im Fach und damit letztlich auf die Ideengestalt der Kommunikationswissenschaft. Hans Bohrmann und Jan Tonnemacher haben Erfolg und Misserfolg in bestimmten Berufungsverfahren ausdrücklich damit erklärt, dass sie parteipolitisch zuzuordnen waren. Bei anderen Kollegen liegt die entsprechende Vermutung auf der Hand.
- Zum ›Schicksal‹ der ›Jungtürken‹ gehört der (auch außerhalb des Faches und der Universität sichtbare) Erfolg des Mainzer Instituts für Publizistik und seiner Gründerin Elisabeth Noelle-Neumann (vgl. WILKE 2005a). Viele der Befragten haben von dem Einfluss berichtet, der von dort auf ihre Karriere genommen wurde – entweder weil sie als Gast oder Vertreter in Mainz waren, weil sie sich dort selbst beworben haben oder weil Noelle-Neumann in den Berufungsverfahren mitgewirkt hat.

Befragt wurden die ›Jungtürken‹, die eine Professur im Fach hatten. Der zweite Halbsatz ist dabei das größte Einfallstor für die Kritiker dieses Projekts. Das Buch zielt auf die Identität der Kommunikationswissenschaft und muss dazu vorgeben, was zum Fach gehört und was nicht – ein Plan, der wegen der Vielfalt der Instituts- und Lehrstuhlbezeichnungen und wegen des unklaren äußeren Erscheinungsbildes an die Quadratur des Kreises erinnert (vgl. RUHRMANN et al. 2000; WIRTH 2001; WIRTH et al. 2005). Ausgangspunkt war die Aufzählung von Instituten, Fachgebieten, Lehrstühlen und Professuren, die bis 2002 im Impressum der Fachzeit-

schrift *Publizistik* veröffentlicht worden ist (vgl. MEYEN 2004: 197). Für diese Liste spricht, dass sich die dort verzeichneten Einrichtungen zur Fachgesellschaft DGpuK und zu einer der wichtigsten deutschsprachigen Zeitschriften des Fachs bekannt haben – zu einer Zeitschrift, die lange *de facto* konkurrenzlos war (vgl. dazu die Interviews mit Walter J. Schütz und Dieter Roß). Es ist deshalb davon auszugehen, dass es sich hier um den ›Kern‹ des Faches handelt. Die Beschränkung auf Professoren mag man bedauern, nur: Professoren waren und sind die zentralen akademischen Akteure. Sie prägen das wissenschaftliche Profil eines Fachs und treffen die organisatorischen Entscheidungen.

Bei drei Personen ist die gerade aufgestellte Regel verletzt worden. Walter J. Schütz hatte nie eine reguläre Professur, seine Bedeutung für die Kommunikationswissenschaft herausstellen zu wollen, hieße aber, Eulen nach Athen zu tragen. Schütz war Gründungsmitglied der DGpuZ (vgl. SCHÜTZ 2000), hat 38 Jahre lang die *Publizistik* redigiert (vgl. SCHÜTZ 2006b; LANGENBUCHER 2004b) und das Fach über den Interministeriellen Arbeitskreis für Kommunikationsforschung im Bundespresseamt wie kein zweiter gefördert. Walter J. Schütz verkörpert außerdem die Kontinuität der Kommunikationswissenschaft (die er am liebsten immer noch Publizistikwissenschaft nennen würde) seit der Nachkriegszeit. Schütz hat in Münster und München bei Walter Hagemann und Karl d’Ester studiert (vgl. SCHÜTZ 2002) und ist bis heute auf den Tagungen der Fachgesellschaft präsent. Hanno Hardt wurde befragt, weil er ab den späten 1960er-Jahren rund zwei Jahrzehnte lang an vielen deutschen Fachinstituten als Gastprofessor gelehrt hat und so eine Außensicht bieten konnte – den Blick eines Deutschen, der zwar Lehrstuhlinhaber in den USA war, die deutschsprachige *scientific community* aber trotzdem sehr genau beobachtet hat und außerdem zweimal einen Ruf auf eine zentrale Position hatte (nach Berlin und Dortmund). Nicht (erneut) befragt wurden dagegen Kurt Koszyk (Jahrgang 1929), der zur ›Schicksalsgemeinschaft‹ der ›Jungtürken‹ gehört (vgl. KOSZYK 1997, 2000, 2004), sowie Karl Friedrich Reimers (Jahrgang 1935), von 1975 bis 2001 Lehrstuhlinhaber an der Hochschule für Fernsehen und Film in München und Grenzgänger zwischen einer sozialwissenschaftlich ausgerichteten Kommunikations- und einer geisteswissenschaftlich geprägten Medienwissenschaft (vgl. MEYEN 2008). Die Lehrtätigkeit von Reimers am Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) der Universität München (1976 bis 1991/92) ist bereits ausführlich dokumentiert worden (vgl. REIMERS 2004; ROEGELE

1995). Den Neuaufbau des Leipziger Instituts hat der Gründungsdekan selbst autobiografisch aufgearbeitet (vgl. REIMERS 2008).

Vier ›Jungtürken‹ konnten nicht mehr befragt werden:

- Winfried B. Lerg (1932 bis 1995), der für die erste ›klassische‹ Hochschullehrerkarriere im Fach nach dem Zweiten Weltkrieg steht (Studium bei Walter Hagemann, unter anderem zusammen mit Walter J. Schütz und Michael Schmolke; 1960 bis 1969 Assistent von Henk Prakke in Münster; 1969 Habilitation und anschließend Berufung auf die Prakke-Nachfolge);
- Christian Padrutt (1934 bis 1975), der sich 1968 in Zürich für Publizistik habilitiert und das Fach dort bis zu seinem frühen Tod vertreten hat (vgl. SCHADE 2005);
- Franz Dröge (1937 bis 2002), der wie Lerg bei Henk Prakke promoviert und habilitiert hat, im Erbfolgekrieg aber verlor (obwohl er auf dem ersten Listenplatz stand) und von 1971 bis 2002 an der Universität Bremen lehrte (vgl. KOPPER 2002), sowie
- Peter Glotz (1939 bis 2005), der in München bei Otto B. Roegele Assistent und Doktorand war, anschließend in die Politik wechselte und 1993 zunächst als Münchener Honorarprofessor und 1996 als Gründungsrektor der Universität Erfurt in das Fach zurückkam.

Während es von Glotz (2004, 2005) autobiografische Veröffentlichungen gibt, die ihn als ›typischen‹ Vertreter der ›Jungtürken‹ im Fach ausweisen, ist die Quellenlage in den anderen drei Fällen schwieriger. Christian Padrutt hatte zu wenig Zeit, um im Gedächtnis seiner Generationsgenossen tiefe Spuren zu hinterlassen (Ausnahmen in diesem Buch: Heinz-Werner Stüber und natürlich Ulrich Saxer). Franz Dröge wechselte noch vor der Habilitation in das marxistische Lager, wurde im Fach fortan wie ein Aussätziger behandelt und entfernte sich in Bremen mehr und mehr vom Gegenstandsbereich der Kommunikationswissenschaft (vgl. KOPPER 2002; MEYEN/LÖBLICH 2006: 239-254). Auch deshalb liefern die Interviews, die hier veröffentlicht werden, über ihn viel weniger Material als über Winfried B. Lerg, der rund ein Vierteljahrhundert auf einem der Traditionslehrstühle des Fachs saß und mit vielen der Befragten sehr eng zusammengearbeitet hat.

Nur eine der 20 Personen, die um ein Interview gebeten wurden, hat die Anfrage abgelehnt. Hansjürgen Koschwitz (Jahrgang 1933), ein promovierter Linguist, der 1965 bis 1971 Assistent von Wilmont Haacke in Göttingen war, dort ein zweites Mal promovierte, sich habilitierte und

nach einem Zwischenspiel im Bundesverteidigungsministerium und als Privatdozent in Mainz zum Wintersemester 1981/82 auf die damals neue Göttinger C3-Proessur für Internationale Kommunikation berufen wurde, sagte, dass ihm die Politikwissenschaft inzwischen näher liege als die Kommunikationswissenschaft und dass es genüge, wenn Jörg Aufermann die »Göttinger Sicht« einbringe (Telefonat am 15. Februar 2006). Aus der DGPK ist Koschwitz ausgetreten. Am Telefon kritisierte er die Entwicklung des Fachs in Richtung empirische Forschung. In den Tagungsbänden der DGPK sei vieles uninteressant und dazu noch in einer Sprache geschrieben, die man nicht verstehen könne.

ABBILDUNG 3

Peter Glotz (1939 bis 2005)



Foto: privat

Eine »halbe Absage« gab es von Heinz-Dietrich Fischer (Jahrgang 1937). Fischer schickte zunächst seinen Lebenslauf (»vielleicht hilft auch schon die Kurzfassung«, Schreiben vom 4. Januar 2006), entschuldigte sich anschließend mit ausgedehnten Reise-Aktivitäten, war dann aber immerhin bereit, zwischen zwei »Weltreisen« schriftlich zu antworten. Den Autoren wünschte er »viel Spaß bei der Zusammenstellung des Füll-

horns von Eitelkeiten und Selbstinszenierungen« (Schreiben vom 29. November 2006). Dass seine Ausführungen dabei nicht aussortiert wurden, hat drei Gründe. Erstens hat Fischer das Fach länger als ein Vierteljahrhundert in Bochum vertreten, zweitens liefern die Fragen zahlreiche Hinweise für eine Geschichte der Kommunikationswissenschaft und drittens ist das Dokument ein Beleg für die These, dass schriftliche Ausarbeitungen ›von eigener Hand‹ keineswegs ergiebiger sein müssen als persönliche Interviews.

5. Entstehung der Texte und Aufbau des Buches

Vorbild der Texte, die hier veröffentlicht werden, sind die *Spiegel-Gespräche*. Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet, transkribiert, anschließend in eine ›lesbare‹ Fassung gebracht (wozu in vielen Fällen Kürzungen gehört haben) und den Befragten zur Autorisierung vorgelegt. In den allermeisten Fällen hat diese Zusammenarbeit reibungslos funktioniert. Die vier ›Münchener‹ (Koch, Wagner, Langenbacher und Stuiber) haben dabei akzeptiert, dass die Interviews, die mit ihnen in den vergangenen Jahren zur Person und zur Instituts-geschichte geführt worden sind (teilweise im Rahmen von studentischen Abschlussarbeiten), kompiliert und um einige Nachfragen ergänzt wurden. Die anderen Gespräche haben in der Regel zwischen anderthalb und zweieinhalb Stunden gedauert. Spitzenreiter waren drei Kollegen, die sich bereits in eigenen Veröffentlichungen sehr intensiv mit der Fachgeschichte beschäftigt haben: Walter J. Schütz (knapp drei Stunden), Hans Bohrmann (dreieinhalb Stunden) und Manfred Rühl (knapp fünf Stunden). Dass die Druckfassungen dieser drei Interviews etwas länger sind als die der meisten anderen Gespräche, ist kein Werturteil über die persönlichen Leistungen der Befragten, sondern hat neben dem Vorbereitungsstand und dem jeweiligen Interesse an der Fachgeschichte auch mit der ›Verweildauer‹ der Kollegen im Fach zu tun. Allen Interviewpartnern sei an dieser Stelle für die durchweg angenehme Gesprächsatmosphäre gedankt und für die Bereitschaft, vor der Fachöffentlichkeit eine Lebensbilanz zu ziehen. Dieser Dank gilt auch für die zügige Bearbeitung der Manuskripte und für den Verzicht auf weitgehende Streich-, Korrektur- und Ergänzungswünsche. Einige wenige Änderungsvorschläge wurden stilistisch leicht bearbeitet, um die Interviewform beibehalten zu kön-

nen, oder ganz weggelassen, wenn die Befragten beispielsweise lexikalische Erklärungen zur Fachentwicklung, zur Weltlage oder zu einzelnen Personen einfügen wollten.

Unzufrieden mit der ersten Fassung waren Barbara Baerns, Hanno Hardt, Dieter Roß und Manfred Rühl, die teilweise ganze Passagen gestrichen oder umgeschrieben haben. Baerns, Hardt und Roß hatten Probleme mit der gesprochenen Sprache, kritisierten die Wortwahl und den Satzbau und bemängelten an einigen Stellen auch fehlende Präzision. Manfred Rühl dagegen bedankte sich ausdrücklich für das »redaktionelle Geschick« (Mail vom 6. Dezember 2006). Das Manuskript war nach der Überarbeitung trotzdem nicht wiederzuerkennen. Rühl hatte zwar die Fragen stehen lassen, viele Antworten aber komplett geändert. Ihm sei »noch das eine oder andere eingefallen«, und manches habe sich doch »allzu bündig« angenommen. Die Fassung »aus letzter Hand« konnte hier so nicht veröffentlicht werden, weil Rühl den Umfang fast verdoppelt und die Interviewform an vielen Stellen verlassen hatte (was bei schriftlichen Antworten gar nicht zu vermeiden sein dürfte). Die teilweise sehr komplexe Sprache (Satzbau, Wortwahl) wurde behutsam vereinfacht und der Text überall dort gekürzt, wo es sich um Argumentationen handelte, die besser in einem wissenschaftlichen Aufsatz aufgehoben sind (und von Rühl in aller Regel auch schon veröffentlicht wurden). Obwohl Manfred Rühl die Druckversion wohlwollend als Kompromiss akzeptiert hat, bleibt der Überarbeitungsprozess nicht ohne Folgen für den Quellenwert des Textes. Eine ganze Reihe von persönlichen Erlebnissen und Bewertungen sind vom Befragten gestrichen, geändert oder durch neue Episoden ersetzt worden. Um dies an einem (harmlosen) Beispiel zu illustrieren: Im Gespräch nannte Rühl noch Ulrich Saxer als einen der Kollegen, zu denen er »einen besonders guten Draht« gehabt habe. Dies kann hier auch deshalb verraten werden, weil Saxer und Heinz-Werner Stuibler ebenfalls die guten Beziehungen zwischen Nürnberg und Zürich erwähnt haben. In der Druckfassung heißt es jetzt: »Ich könnte natürlich einige (Kollegen) namentlich nennen, aber das könnte unangemessene Schlüsse nach sich ziehen.« Wenn weiter oben von »adressatenbezogenen Konstruktionen« die Rede war, dann gilt dies für das Interview mit Manfred Rühl auch deshalb in besonderer Weise, weil der Aufwand für die Nachbearbeitung auch mit dem Bemühen zu erklären sein dürfte, selbst im Interview nicht Sprache und Denkweise aus dem Alltag oder dem Journalismus zu übernehmen sowie Theoriepräferenz und kommuniziertes Selbstbild in Einklang zu bringen.

Einen etwas anderen Hintergrund hatten die ›Verhandlungen‹ mit Barbara Baerns, die zwei Fragen aus der ersten Version ganz gestrichen hat (nach Vorbildern und nach der Professur, auf die sie am liebsten berufen worden wäre), »weil sie nur zu Wiederholungen geführt hätten« (Mail vom 27. März 2007), und außerdem sehr daran interessiert war, ihre Sicht auf den Problemkreis »PR in der Kommunikationswissenschaft« so differenziert wie möglich im Interview unterzubringen. Da Frau Baerns, anders als Manfred Rühl, nicht bereit war, die Orientierung an der gesprochenen Sprache zu akzeptieren, und die Drohung im Raum stand, das Interview zurückzuziehen, enthält der Text Passagen mit komplexen Formulierungen und Inhalte, auf die die Autoren in dieser Ausführlichkeit gern verzichtet hätten (etwa zu den wissenschaftlichen Arbeiten von Barbara Baerns).

Die Interviews sind nach dem Geburtsdatum der Befragten geordnet. Zu Beginn gibt es jeweils Informationen zum Lebenslauf und zur Entstehung der Texte. Vorgänge, die sich aus den Antworten nicht erschließen, werden in Fußnoten erklärt. Den gleichen Zweck hat das Personenverzeichnis. Die Literaturhinweise sollen nicht nur als Belege dienen, sondern zugleich fach- und theoriegeschichtliche Forschung anregen und erleichtern oder wenigstens das Bewusstsein für die Wurzeln der Kommunikationswissenschaft schärfen. Wenn dies gelänge, hätte das Buch sein vornehmstes Ziel erreicht.